Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 4 (1914)

Heft: 32

Artikel: Mobilisation

Autor: H.B.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-639139

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

schen (Völkermord wünschen: welche furchtbare Verbrechensanklage!), teils auf Erfolg im Felde hoffend, teils, um über innere Schwierigkeiten hinwegzukommen und um den eigenen zerrütteten Finanzen durch preußische Kontribution aufzuhelfen. (Staatsklugheit.)

Unterm 9. Juni erklärt Preußen dem Bundestag, derselbe habe kein Recht zur alleinigen Entscheidung in der schleswig-holsteinischen Frage. Ein neuer Bundesreformplan wird vorgelegt, nach welchem die Niederlande und Oesterreich ausgeschlossen bleiben sollen.

Die Presse ist nunmehr ganz kriegerisch und zwar, wie dies patriotische Sitte ist, siegesgewiß. Die Möglichkeit einer Niederlage muß für den loyalen Untertan, den sein Fürst zum Kampfe ruft, völlig ausgeschlossen sein. Verschiedene Leitartikel malen den bevorstehenden Einzug Benedeks in Berlin aus, sowie die Plünderung dieser Stadt durch die Kroaten. Einige empfehlen auch, Preußens Hauptstadt dem Erdboden gleich zu machen. „Plünderung", „Erdboden gleich machen", „über die Klinge springen lassen" — diese Worte entsprechen zwar nicht mehr dem neuzeitlichen Völkerrechtsbewußtsein, sie sind aber, von den Schulstudien der alten Kriegsgeschichte her, an den Leuten hängen geblieben; derlei ward in den auswendig gelernten Schlachtberichten so oft hergesagt, in den deutschen Aufsätzen so oft niedergeschrieben, daß, wenn nun über das Thema Krieg Zeitungsartikel verfaßt werden sollen, solche Worte von selber in die Feder fließen. Die Verachtung des Feindes kann nicht drastisch genug ausgedrückt werden; für die preußischen Truppen haben die Wiener Zeitungen keine andere Bezeichnung mehr als die „Schneidergesellen". General-Adjutant Graf Grünne hat geäußert: „Diese Preußen werden wir mit nassen Fetzen verjagen." Mit derlei macht man einen Krieg eben „populär". So etwas kräftigt das nationale Selbstgefühl.

11. Juni. Oesterreich beantragt, der Bund solle gegen die preußische Selbsthülfe einschreiten und das ganze Bundesheer mobil machen. Am 14. Juni wird über diesen Antrag abgestimmt und mit neun gegen sechs Stimmen — angenommen. O, diese drei Stimmen! Wieviel Jammer und Wehgeheul hat diesen drei Stimmen als Echo nachgedröhnt!

Es ist geschehen, die Gesandten erhalten ihre Pässe. Am 16. fordert der Bund Oesterreich und Bayern auf, den Hannoveranern und Sachsen, welche bereits von Preußen angegriffen seien, zu Hilfe zu kommen.

Am 18. ergeht das preußische Kriegsmanifest. Zu gleicher Zeit das Manifest des Kaisers von Oesterreich an sein Volk und die Proklamation Benedeks an seine Truppen. Am 22. erläßt Prinz Friedrich Karl einen Armeebefehl und eröffnet damit den Krieg. Ich habe die vier Urkunden zur Zeit abgeschrieben; hier sind sie:

König Wilhelm sagt:

„Oesterreich will nicht vergessen, daß seine Fürsten einst Deutschland beherrschten, will im jungen Preußen keinen Bundesgenossen, sondern nur einen feindlichen Nebenbuhler erkennen. Preußen, meint es, sei in allen seinen Bestrebungen zu bekämpfen, weil, was Preußen frommt, Oesterreich schade. Alte, unselige Eifersucht ist in hellen Flammen wieder aufgelodert; Preußen soll geschwächt, vernichtet, entehrt werden. Ihm gegenüber gelten keine Verträge mehr. Wohin wir in Deutschland schauen, sind wir von Feinden umgeben und deren Kampfgeschrei ist Erniedrigung Preußens. Bis zum letzten Augenblick habe ich die Wege zu gütigem Ausgleich gesucht und offen gehalten — Oesterreich wollte nicht."

Dagegen läßt sich Kaiser Franz Joseph also vernehmen:

„Die neuesten Ereignisse erweisen es unwiderleglich, daß Preußen nun offene Gewalt an Stelle des Rechtes setzt. So ist der unheilvollste Krieg — ein Krieg Deutscher gegen Deutsche — unvermeidlich geworden! Zur Verantwortung all des Unglücks, das er über Einzelne, Familien, Gegenden und Länder bringen wird, rufe ich diejenigen, welche ihn herbeigeführt, vor den Richterstuhl der Geschichte und des ewigen allmächtigen Gottes."

Immer der „Andere" ist der Kriegwünschende. Immer dem „Anderen" wird vorgeworfen, daß er Gewalt an Stelle des Rechtes setzen will. Warum ist es denn überhaupt noch völkerrechtlich möglich, daß dies geschehe? Ein „unheilvoller Krieg", weil „Deutsche gegen Deutsche". Ganz richtig: es ist schon ein höherer Standpunkt, der über „Preußen" und „Oesterreich" den weiteren Begriff „Deutschland" erhebt — aber nur noch einen Schritt: und es wäre jene noch höhere Einheit erreicht, in deren Licht jeder Krieg — Menschen gegen Menschen, namentlich zivilisierte gegen zivilisierte — als unheilvoller Bruderkrieg erscheinen müßte. Und vor den „Richterstuhl der Geschichte" rufen — was nützt das? Die Geschichte, wie sie bisher geschrieben wurde, hat noch niemals anders gerichtet, als daß sie dem Erfolge huldigte. Derjenige, der aus dem Kriege als Sieger hervorgeht, vor dem fällt die historienskribbelnde Gilde in den Staub und preist ihn als Erfüller einer „Kulturmission". Und „vor dem Richterstuhl Gottes, des Allmächtigen"? Ja, ist es denn dieser selber nicht, der stets als der Lenker der Schlachten hingestellt wird — geschieht denn mit dem Ausbruch sowohl als mit dem Ausgang jedes Krieges nicht eben dieses Allmächtigen unverrückbarer Wille? O Widerspruch über Widerspruch! Ein solcher muß sich eben überall einstellen, wo unter Phrasen die Wahrheit versteckt werden soll, wo man zwei einander aufhebende Prinzipien — wie Krieg und Gerechtigkeit, wie Völkerhaß und Menschlichkeit, wie Gott der Liebe und Gott der Schlachten — neben einander gleich heilig halten will.

Und Benedek sagt:

„Wir stehen einer Streitmacht gegenüber, die aus zwei Hälften zusammengesetzt ist: Linie und Landwehr. Erstere bilden lauter junge Leute, die, weder an Strapazen und Entbehrungen gewöhnt, niemals eine bedeutende Campagne mitgemacht haben. Letztere besteht aus jetzt unzuverlässigen, mißvergnügten Elementen, die lieber die eigene mißliebige Regierung stürzen, als gegen uns kämpfen möchten. Der Feind hat infolge langer Friedensjahre auch nicht einen einzigen General, der Gelegenheit gehabt hätte, sich auf den Schlachtfeldern heranzubilden. Veteranen von Mincio und Palestro, ich denke, ihr werdet unter euren alten bewährten Führern es euch zur besonderen Ehre rechnen, einem solchen Gegner auch nicht den leisesten Vorteil zu gestatten. Der Feind prahlt seit langer Zeit mit seinem schnellen Kleingewehrfeuer — aber, Leute, ich denke, das soll ihm wenig Nutzen bringen. Wir werden ihm wahrscheinlich keine Zeit dazu lassen, sondern ungesäumt ihm mit Bajonett und Kolben auf den Leib gehen. Sobald mit Gottes Hilfe der Gegner geschlagen und zum Rückzug gezwungen sein wird, werden wir ihm auf dem Fuße folgen und ihr werdet in Feindesland euch ausrasten und diejenigen Erholungen im reichlichsten Maße in Anspruch nehmen, die sich eine siegreiche Armee mit vollstem Rechte verdient haben wird."

Prinz Friedrich Karl endlich spricht:

„Soldaten! Das treulose, bundesbrüchige Oesterreich hat ohne Kriegserklärung schon seit einiger Zeit die preußischen Grenzen in Oberschlesien nicht respektiert. Ich hätte also ebenfalls ohne Kriegserklärung die böhmische Grenze überschreiten dürfen. Ich habe es nicht getan. Heute habe ich eine betreffende Kundgebung überreichen lassen und heute betreten wir das feindliche Gebiet, um unser eigenes Land zu schonen. Unser Anfang sei mit Gott. (Ist das derselbe Gott, mit dessen Hülfe Benedek versprochen hat, den Feind mittels Bajonett und Kolben zurückzuschlagen?...) Auf ihn laßt uns unsere Sache stellen, der die Herzen der Menschen lenkt, der die Schicksale der Völker und den Ausgang der Schlachten entscheidet. Wie in der heiligen Schrift geschrieben steht: laßt eure Herzen zu Gott schlagen und eure Fäuste auf den Feind. In diesem Kriege handelt es sich — ihr wißt es — um Preußens heiligste Güter und um das Fortbestehen unseres teuren Preußens. Der Feind will es ausgesprochenermaßen zerstückeln und erniedrigen. Die Ströme von Blut, welche eure und meine Väter unter Friedrich dem Großen und wir jüngst bei Düppel und auf Alsen vergossen haben, sollten sie umsonst vergossen sein? Nimmermehr! Wir wollen Preußen erhalten wie es ist, und durch Siege kräftiger und mächtiger machen. Wir werden uns unserer Väter würdig zeigen. Wir bauen auf den Gott unserer Väter, der uns gnädig sein und Preußens Waffen segnen möge. Und nun vorwärts mit unserem alten Schlachtruf: Mit Gott für König und Vaterland. Es lebe der König!"

Mobilisation.

Mit Frau, Kind und Kegel gedachte ich der Stadt zu entfliehen, es war ungemütlich geworden. An allen Mauerecken Bulletins, zum mindesten alle zwei Stunden ein neues, eines aufregender als das andere; dann die vielen Zeitungen voll von sensationellen Telegrammen und dazugehörigen Dementis: nicht mehr zum Aushalten! —

Durch das sommerheiße Tal fuhren wir den Bergen zu. Ueberall friedliche Landleute an der Erntearbeit. Gewiß, die guten Leute hatten nicht Zeit, sich um den Weltfrieden zu bangen, sie mußten ihr Getreide gut einbringen. Auf der Bergstation angelangt, empfängt uns die erste unliebsame Ueberraschung: unser Gepäck ist nicht spediert worden, unser Fuhrmann hat den anderthalbstündigen Weg umsonst gefahren. Wann wir nun unsere Sachen bekommen werden? Der Vorstand zuckt die Achseln: das Gepäck der Fremden liege in den Bergen auf den Bahnhöfen, zu Tausenden kämen sie aus dem Oberlande herunter die Franzosen, die Deutschen, die Russen. Ich bat, ich schimpfte: ein Achselzucken war die Antwort. Meine Frau zupfte mich am Aermel! „Du, wir können uns schon einrichten, wir haben das allernötigste in der Handkoffer, im Plaid, in der Schachtel". „Gut", sagte ich, „so fahren wir ab." Im Stillen dachte ich: „Oh, diese Frauen, um alles sorgen sie!" Aber auch an mein Schimpfen dachte ich: „Mit Frauen sei doch ein umständliches Reisen, in all den Schachteln lauter Unnötiges." Ich schwieg, dieweil meine Frau ein kleines, ganz kleines Lächeln in den Augen und in den Mundwinkeln trug.

Wir hatten mit Jubel Besitz genommen von den Herrlichkeiten unseres Ferienheims: Meine Frau und Rosa, das Mädchen, von den herzigen Stübchen, der sauberen Küche, den herrlichen Lauben mit ihrem Grün und ihrem Heuduft. Hans mit der ganzen Kraft seines tatendurstigen Alters, von der Wiese, dem Kuhstall, den Kaninchen. Wie drollig mühte er sich schon nach der ersten halben Stunde unserer Ankunft mit Gabel und Rechen, er, der drei Käse hoch. Klein-Suschen erlebte ein Wunder: Die beblumte Decke seines neuen Bettleins! So etwas hatte es in seinem ganzen vier Monate langen Leben noch nie erlebt. Es staunte mit Aeuglein, Mündlein und winzigen Patschhändchen, bis ihm vor Müdigkeit die Deckelein zufielen. Ich aber nahm Besitz von meinen Bergen. Vor unserem Häuschen stehen sie in langer, stolzer, trotziger Reihe, sie standen an jenem Abend in wunderbarer Klarheit da; jede Falte des grünen Sommerkleides, jede Runzel ihrer ehrwürdigen Felsengesichter war zu erkennen. Wie stieg ich schon im Geiste dort oben an den Felsengräten herum. Ob es wohl noch Alpenrosen hat dort über dem Waldgebiet, und ob wohl das Rudel Gemsen in der Felsenwildnis des Salzgrabens droben noch am Leben ist; ich werde sobald wie möglich Nachschau halten: so staunte und träumte ich. Gottlob gibt es bis morgen abend keine Zeitungen hier; die Leute reden über Nachrichten, die man in der Stadt schon vergessen hat, das regt doch zum mindesten nicht auf. Und morgen abend werden wieder die Höhenfeuer flammen auf den Gipfeln ringsum, werden auch wir den Holzstoß anzünden auf dem nahen Hügel und mit den Dörflern singen wie letztes Jahr: „Auf deinen Höh'n, du mein liebes Vaterland, wie blüht so schön die Alpenrose am Felsenrand" . . .

Mein Ferienjubellied, kaum hatte es mit einem verheißungsvollen Auftakt begonnen, schloß jäh mit einer Dissonanz. Es war Samstag morgen. Ein wunderschöner Tag war angebrochen. Ich hatte ihn zum guten Teil schon verschlafen. Ich trat auf die Laube, um meine Berge weiter zu studieren, da wo ich am Abend verblieben war. Da tauchte die runde Gestalt unserer Wirtin auf drüben an der Haustüre. „Habt Ihr's schon vernommen? Die Schweiz muß mobilisieren. Bereits sind Landsturm und Landwehr aufgeboten." „Was Ihr nicht sagt!" Ich war aus dem siebenten Himmel gefallen. Das bedeutete für mich schleunigste Abreise, um ein Uhr mußte ich auf der Station sein; denn auch mich „Staatskrüppel" brauchte das Vaterland in einem solchen Falle. „Am Tage des Mobilisationsbeschlusses, um vier Uhr nachmittags haben Sie sich dem Generalstabsbureau als Ordonnanz zu stellen," lautete der mehr bündige als Freude verheißende Befehl des Vaterlandes. Da gab's kein Widerreden, da gab's nur die Abreise Hals über Kopf.

Im Dorfe drunten standen die Bauern und Krämer in Gruppen vor dem Wirtshause. Eben war der Telegraphenbote mit dem Telegramm an den Sektionschef des Ortes angelangt. Der Briefträger brachte Nachricht vom Inhalt des Telegramms: Auch der Auszug war aufgeboten, die gesamte Armee wird mobilisiert. Erster Mobilisierungstag ist der Montag.

Ich kam an einem Kornfeld vorbei, auf dem eben die Schnitter an der Arbeit standen. Sie witterten aus meiner Eile die ungute Nachricht. Ein alter Bauer trat an das Wegbord. „Ist's wahr, daß die Aufgebote gekommen?" Ich bejahte. „Dann muß unser Ruedi und muß unser Knecht auch gehen. Dann sind die Mutter und ich allein zu Hause mit unsern acht Kühen und unserm Emd. Und die Kirschen sollten auch vom Baum, sonst verfaulen sie; sie sind ohnehin nicht schön vom vielen Regen!" Er schüttelt traurig den weißen Kopf und knickt in sich zusammen. Auch der Sohn und der Knecht sind herbeigeeilt, sie haben die Sensen abgelegt und stehen verlegen da und haben keine Frage. Ich tröste, indem ich lüge: „Das wird, glaub ich, rasch vorbeigehen. Ein Krieg zwischen Frankreich und Deutschland ist heute unmöglich; das wäre ja Wahnsinn." Dann eilte ich davon. Die Bauern dauern mich, so aus aller Arbeit hinaus gerissen zu werden, sie, die so zäh an ihrem Land und ihrem Vieh hangen und jetzt, wo der Himmel endlich sich auftut und dürres Emd und gute Garben verspricht! Wie viel leichter gibt doch unsereins die schönsten Ferien dahin!

Auf der Landstraße, die mich zur Station führt, brütet sommerliche Hitze. Truppweise ziehen Landstürmler daher, auf Leiterwagen kommen andere gefahren: Bärtige Männer oder solche mit glatt rasierten, sonnverbrannten Gesichtern. Ihre Mienen sind ernst, aber still gefaßt, sie schicken sich ins Unvermeidliche. Im nahen Dorf, eine Station weit, sollen sie den Fahneneid schwören. Diesmal fahren sie vor dem Wirtshaus vorbei, auf der Rückreise wird's schon anders sein.

Ich schreite durch das Dorf, zu dem die Station gehört. Auf der Straße begegne ich dem Gemeindepräsidenten, einem gescheiten würdigen Bauern. Wir kennen uns, und ich grüße. Er bleibt stehen und wir reden vom Kriege. Natürlich. „Wir werden auch unsere Pferde hergeben müssen", sagt er „und dies alles wegen einem grünen Serbenjungen."

Vor der Dorfschmiede steht der rußige Schmied mit seinen zwei Gesellen. Er schimpft auf den Krieg, wahrscheinlich müssen die zwei Burschen auch an die Grenze und er soll die Wagenräder allein reifen. „Mit Pferdebeschlagen wird er sich nicht zu plagen haben", denke ich im Vorübergehen.

Hinter dem Haus, auf den Lauben, in der Hofstatt stehen die Leute zusammen, die Männer politisieren und schimpfen und die Frauen jammern. Vor dem Krämerhaus stehen einige Wägelchen mit Paketen beladen. Triumphierend zieht ein Fraueli mit seinem Buben den vollen Mehlsack und die Kiste mit Spezereien durch das Dorf. „Man weiß nicht, was noch alles kommen kann!" antwortet sie auf spöttische Zurufe.

Als ich auf der Station ankam, waren meine Landsturmmänner längst da und harrten auf den Zug, der Verspätung hatte. Sie standen rauchend und von früheren Taten erzählend herum. In der Ecke des Wartsaales redete ein grauhaariger Landstürmler auf eine Frau ein, die neben ihrem Manne saß und sich nicht trösten konnte. Aber statt zu trösten, machte er ihr das Herz nur schwerer. Er erzählte von seinen Leuten daheim, wie ihm der Abschied schwer geworden, wie das Liseli laut geflennt und ihn nicht gehen lassen wollte. Und wie er jedesmal im Dienst nach Frau und Kinder sich gesehnt und den Tag der Heimkehr fast nicht habe erwarten mögen. Es habe ihn jeweilen wie an den Haaren nach Hause gezogen am Entlassungstage und in ein Wirtshaus hätte ihn kein Teufel mehr verführen können. Ich sehe noch das kleine hagere Männlein, wie es mit strahlenden und tränenfeuchten Augen von seinem Glück zu Hause sprach...

Wir harrten im Zimmer des Majors auf unsere Ordre; wir waren unserer sechzig oder siebzig junger Kaufleute und

Beamte, die gerne etwas ganz Schweres und Schwieriges unternommen hätten als Entgelt dafür, daß wir nicht im Wehrkleide dem Vaterlande dienen durften. Was uns zu teil wurde, war immerhin etwas, wenn auch nicht alles. Wichtige Befehle in Paketen und großen gelben Couverts sollten wir den Kommandanten der Waffenplätze überbringen. Rasche Reise auf dem kürzesten Wege und unbedingte Zuverlässigkeit war unsere Pflicht und Aufgabe.

Die Wagons waren überfüllt; man mußte einen Extrazug einschalten. Ich reiste mit einem Wagen voll junger Deutscher und Oesterreicher Olten und Zürich zu. Sie reisten in den Krieg und waren alle in erregter Abschiedsstimmung. „Muß i denn, muß i den zum Städteli naus, und du, mein Schatz, bleibst hier," sangen sie, als der Zug abfuhr. Einer von ihnen hatte sein Mädchen nicht lassen können, es begleitete ihn bis Olten, mit rotgeweinten Augen saß es an seiner Seite; stumm-seelig hielten sie sich umschlungen. Und dann sangen sie die alten deutschen Soldatenlieder vom guten Kameraden und Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod, die Wacht am Rhein und andere mehr. Vor mir saß ein sympathischer junger Bayer aus dem schönen Städtchen Rotenburg an der Tauber. Den Ort kannte ich vom Hörensagen und aus Bildern. Das gab Anknüpfungspunkte; ich wußte in kurzem die ganze Lebensgeschichte dieses treuherzigen und intelligenten Burschen. Vater war ein Veteran von anno 1870/71 und wurde vor Orléans verwundet; er und die Mutter gestorben; drei Brüder ziehen ins Feld. „Was hab' ich noch auf der Welt? Für Gott, König und Vaterland!" So schloß der Junge sein Erzählen. Dann politisierten wir. Der ehemalige Marinesoldat und nunmehrige Barbiergeselle nötigte mir Achtung ab vor seiner Heimatkenntnis und seiner Vaterlandsbegeisterung. „Wir ziehen in den Kampf wie vor hundert Jahren und wie 1870. Und heute wie vor hundert Jahren heißt es: Der König rief und alle, alle kamen!" Seine Augen leuchteten, während er so sprach.

In Olten trennten wir uns. Ich nahm Abschied und wünschte glückliche Rückkehr. Wie mancher dieser kräftigen, lebensfrohen Jungen bleibt wohl auf der Wallstatt liegen mit zerschossenen und zerstückten Gliedern! Mir graute vor dieser Vorstellung.

In den Zürcher Schnellzug stieg ein deutsches Ehepaar, vornehme junge Leute. Sie schleppten schwere Koffern. Die zarten Hände der schönen Dame mühten sich verzweifelnd, bis ich zu Hilfe eilte. Ob sie wohl je so schwere Arbeit verrichtet hatten? Kaum. Aber das ist eben Mobilisation, ist Aufgebot aller Kräfte, der physischen und moralischen. Auf den Perrons lagerte armes Volk. Das Wort „Austria" verstand ich; es mögen Kroaten oder Slavonen gewesen sein, die irgendwo als Land- oder Erdarbeiter ihr Leben verdient hatten. Sie saßen da schläfrig auf Bündeln Kleider; sie waren wohl die ganze Nacht gereist. Nun kam der Kondukteur und zeigte ihnen den Zug, den sie zu besteigen hatten. Wohl, jetzt kam Leben in die Gesellschaft. Mit einem Ruck waren die kleinen Holzköfferchen geschultert, die Bündel in die freie Hand genommen. Zuhinterst in einem leeren Wagen fanden sie Platz und konnten sie ihre Siebensachen auf und unter die Bänke verstauen. Mit nur wenig Verspätung fuhr der Zug ab, und kamen wir in Zürich an. Die Bundesbahnen funktionierten tadellos.

In Zürich war Perronsperre natürlich, der Andrang zu den Zügen war beängstigend stark, doch kam ich mit meiner papierenen Begleitung glücklich durch, fand den liebenswürdigen Schwager und ließ mich von ihm zum bestellten Mittagstisch führen. Ihn traf der dritte Mobilmachungstag; meiner lieben Schwester blieb noch eine süßbittere Abschiedsfrist. Mein Trost, daß sie es ja viel besser habe als eine ihrer Schwestern in den Kriegsländern, wollte nicht recht verfangen. „Oh, ich darf ja nicht an mich denken; aber eben der Gedanke an die armen verwundeten und verstümmelten Soldaten, der ist nicht zum aushalten," klagte sie . . .

Ich fuhr mit einem Bündner Kollegen, der zur Gebirgswacht nach Bevers im Engadin einrücken mußte, dem sonnbeglänzten Zürichsee entlang. Unser Thema selbstredend war der Krieg. Von den Alpini wußte er zu erzählen, über den Splügen ereiferten wir uns. Daß es gut ist, daß heute die Bahn noch nicht gebaut ist, darüber waren wir einig. Neben uns rasten Militärschnellzüge vorüber. Ein Dutzend mochten es sein, die ich auf kurzer Strecke gezählt.

Ich hatte den Platzkommandanten gefunden. Ihm ganz persönlich hatten wir die Dokumente zu überbringen. Er hat im Gemeindehaus sein Quartier aufgeschlagen. Ordonnanzen gingen aus und ein; meine Armbinde ließ mich an der Schildwache vorüber eintreten. Ein freundlicher grauer Oberstleutenant empfieng mich. „So, so, vom Generalstabsbureau in Bern? Da wollen wir mal nachsehen," meinte er gemütlich, und lud mich zum Sitzen ein. Diese Art der Befehlsübermittlung war ihm neu, sie interessierte ihn. So eine Mobilisation war ihm eben in seinem Leben noch nie vorgekommen.

Meine Mission war zum besten Teil erfüllt; ich hatte meine Rückreise anzutreten und mich zurückzumelden. Ich traf es in einen Wagen voller Italiener, die in die Heimat reisten. „Donde venite? Woher kommt ihr?" redete ich sie an. Gleich war ich umlagert von einem halben Dutzend, die auf mich einredeten. An der Arosa-Bahn hatten sie gearbeitet, ihrer achthundert; sie hatten schlechtes Wetter gehabt, Regen und Schnee und geringen Verdienst. Nun war der Bahnbau eingestellt worden, sie konnten heimreisen. Aber für die Austriaci wollten sie nicht in den Krieg ziehen. Wenn wir nur Arbeit und Brot finden, pane e lavoro, dann sind wir schon zufrieden. Aber wenn nicht, dann — la revolutione ovvero la guerra. Aber nicht Krieg gegen die Svizzeri, die sind ihnen lieb und recht, sie geben ihnen lavoro e pane. In Thalwil stiegen sie in den Gotthardzug um. Am folgenden Abend konnten sie schon in ihren paesi in Bergamo und Brescia sein.

Der Nachtschnellzug Zürich-Bern war gestopft voll Militär und Reisende. Im Coupé nebenan traf ich auf eine bekannte Berner Familie, die aus Oesterreich heimreiste. Mit großer Mühe waren sie durchgekommen, man sah den guten Leuten die Strapazen an; wie werden sie aufgeatmet haben, als sie wieder daheim in ihrem schönen und friedlichen Hause am Stadtbach eingezogen waren.

Unsere Mission war erfüllt. Im Bureau des Majors warteten wir auf unsere Verabschiedung und Ablöhnung. Die Eidgenossenschaft zahlt prompt, für Hülfsdienst wie für Soldatendienst achzig Rappen den Tag; schenken läßt sie sich nichts, auch nicht zu Mobilisationszeiten. Heute verdienten wir den Sold durch Warten. Warten ist auch Vaterlandsdienst. Warten mußten alle: der Führer des freiwilligen Automobilkorps, der seine Wagen anmelden wollte, warten mußte der Hauptmann auf seine Marschbefehle, warten mußte gar der Oberst, der seinen Kopf zur Türe hereinstreckte, ob und wann der Herr Major zu sprechen sei. Ja so ein Herr Major auf dem Generalstabsbureau, der mit eiserner Ruhe und sicherem Blick und Griff in zwei Stunden fünfzig eidgenössische Ordonnanzen entlöhnt und entläßt, dazu fünfzig Anfragen beantwort, Auskunft und Befehle gibt, dabei immer freundlich und liebenswürdig bleibt bis zum Stundenschlag ein Uhr! Meine Referenz, Herr Major! H. B.

Zu den Illustrationen auf Seite 380 und 381. Sie sind dem neuesten Werke von Hans Eggimann entnommen, betitelt „Sativen und Einfälle". 32 Blätter. Verlag Orell Füßli, Zürich 1914. — Der Krieg: Das Bild ist von einer furchtbaren Aktualität. Der Tod steht breitbeinig auf Europas Ländern. Die sich zerfleischenden Mächte sind Marionetten in seinen Knochenfingern. — Madame Kultur: Gerade so steht sie heute da; elegante Schnürbrust, ein Mäntelchen vorgebunden, darunter aber grinst die alturspringliche Wildheit.